Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 4

Artikel: Die gläserne Arche
Autor: Roeder, Carl Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663902

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und grüßten sie nur von Ferne. Aus den Kaminen qualmte schwarzer Rauch, von den Straßen wirbelte der Staub, in den Fabriken schoben sich die Menschen. Drüben an den Ufern mußte ein lauter Lärm umgehen. Hämmer schlugen auf, Räder rasselten, Sägen wirbelten Holz- und Eisenspäne in die Luft, ein Poltern von Kohle, ein Klirren von Flaschen, und dort ein aufgeregter Lärm von Volk aller Art, das in der Hetze der Arbeit das ruhige Gleichgewicht der Seele und den Frieden des Herzens verloren. In solchen Wirbeln hatte ich noch unlängst gestanden. Hier dröhnte er nicht an mein Ohr. Er rauschte nur gedämpft über die sanften Wellen des Sees zu mir herüber. Die hellen Wasser läuterten den Streit, so daß er mich eigentlich nicht mehr berührte. Mir war, als lebe ich in einer andern Welt als die Bemitleidenswerten dort im Joche der harten Pflicht.

Jetzt spürte ich mit einem Male, daß mein Bann im Kopfe zu weichen im Begriffe war. Die Glieder hingen mir nicht mehr so schwer an, und je weiter ich mich tragen ließ, um so mehr hellten sich meine Gedanken auf. Sie glichen sich der reinen Bläue des Himmels an, und wenn Möwen zu unsern Häupten flogen und kreisten, war mir, als könnte ich es ihnen gleich tun, so glücklich und wohlgelaunt fühlte ich mich unverhofft.

Und jetzt, nach Stunden, hatte ich das Gefühl einer leisen, ja geradezu behaglichen Müdigkeit. Und ich wußte: heut Nacht kam der Schlaf zu mir, der in den letzten Wochen ein so seltener Gast gewesen. Wie wollte ich mich gesund schlafen, acht, zehn Stunden ohne Unterbruch!

Der Kiel jagte durch die gekräuselte Fläche des Sees. Menschen kamen und gingen. Ich blieb an meinem Platze und ließ das herrliche Filmband der grünen Ufer, der Baumgärten und Rebhänge, der Villen und Bauernhäuser und Kirchen, der Wälder und Tobel an mir vorüberrollen. Eine Fülle von Anekdoten und Geschichten ging von ihnen aus. Alte Zeiten tauchten auf, neue brachen hervor, der bunte, unerschöpfliche Wandel der Welt. In tausend Formen und Farben wickelte er sich ab vor meinen Augen. Und siehe, wie war es geschehen? Ich war von mir losgekommen. Ich hatte mich vergessen. Viel dumme Ideen waren verflogen, manche Einbildung in Dunst zergangen. Und jetzt wußte ich auch: ich hatte mich wegen nichtiger Dinge geplagt, und es gab hundert größere, schönere, bei denen es sich viel mehr verlohnte, daß das Herz in Aufruhr geriet.

Die Fahrt ging zu Ende. Es war Abend geworden. Auf dem Heimweg schritt ich leicht und beglückt davon. Ich war wieder stark und hellauf.

Und doch bei keinem Doktor gewesen!

Nicht das geringste Pülverchen hatte ich geschluckt.

Dafür habe ich mich in der großen, geräumigen Apotheke des Herrgotts kuriert. Statt der unzähligen Tropfen und Salben, Tränklein und Pillen kam sie mit ein paar wenigen, aber unfehlbaren Hausmitteln aus: Sonne, frische Luft, Ruhe und ländliche Schönheit.

Ihr alle, die ihr zuzeiten mühselig und beladen seid, tretet ein mit mir in diese himmlische Apotheke. Ihre Töpfe werden nie leer, und ihre Wunder erfüllen sich allezeit an groß und klein.

Die gläserne Arche.

Ein Erlebnis aus der Antarktis von Carl Hans Roeder.

Rarotonga ist eine kleine Insel im Stillen Ozean. Wenn man von Auckland nach Papeete fährt, so ist es das erste Stückchen Land, das man nach beinahe siebentägiger Fahrt zu Gesicht bekommt. Es macht einen freundlichen Eindruck. Schlanke, etwas windschiefe Kokospalmen ragen hoch über die üppige Vegetation, die meist aus Pisang- und Brotfruchtbäumen besteht. In den Bergen hausen wilde Ziegen, und die Eingeborenen, die es lieben, sich mit Jasminblüten zu bekränzen, rufen einem die Erinnerung an Faune oder Satyre wach. Heute ist Rarotonga ein zivilisiertes Fleckchen Erde. Die Produkte unserer Kleiderkonfektion verdrängen immer mehr und mehr den malerischen Bastrock, und wenn Sonntags die Glocke der Missionskirche zum Gottesdienst ruft, sieht man bloß sorgfältig geplättete Kleider, beschuhte und bestrumpfte Beine, bändergeschmückte Hüte.

Unter all den Männern, die ich auf Rarotonga kennen lernte, interessierte mich Bill Stanhope am meisten. Er war ein kleiner, sehniger Kerl, etwa fünfzig Jahre alt und hatte schneeweißes Haar. Er hatte die kleine Radio-

station zu bedienen, die man vor einiger Zeit auf der Insel errichtet hatte und vertrat außerdem die Interessen irgendeiner Schiffahrtsagentur.

Er war Australier von Geburt und Seemann von Beruf. Seit seinem vierzehnten Lebensjahr hatte er das Meer befahren, vom Kap Horn bis Vancouver, er kannte das Inselgewirr der Paumotu und hatte noch frischgeräucherte Köpfe auf den Salomo-Inseln gesehen.

„Die Südsee ist nicht mehr das, was sie einst war," sagte er eines Abends bedauernd. „Bald wird die Zivilisation die letzten Reste der Atmosphäre und Romantik zerstört haben."

„Aber Sie sind doch sicher gerne hier, in Rarotonga?" fragte ich. Stanhope nickte und rieb sich seine Hände. „Gewiß", sagte er, „vor allem, weil es hier immer so schön warm ist. Niemals wird es kalt. Ich könnte an einem Ort, wo es kalt wird, nicht leben." Er zog fröstelnd die Schulter hoch. Als ich ihn erstaunt anblickte, antwortete er ernst:

„Es ist eine lange Geschichte. Wenn es Sie interessiert, so erzähle ich sie Ihnen — es ist die Geschichte des Unterganges der ‚Jeanette' und die meiner weißen Haare."

Stanhope stopfte sich erst umständlich seine Pfeife, setzte sie sorgfältig in Brand und begann dann seine Erzählung.

„Sehen Sie, Mr. Roeder", sagte er nachdenklich, „jeder Mensch begeht einmal in seinem Leben zumindest eine große Dummheit. Ich tat es, als ich mich mit Douglas Fay assoziierte, um nach Perlen zu tauchen. Ich verließ eine gute Heuer bei der P. & O., steckte meine ganzen Ersparnisse in das Unternehmen und — ging pleite damit.

Irgendwie kam ich dann nach Melbourne. Heruntergekommen wie ich aussah und es auch war, wollte kein Kapitän mir eine Heuer geben. Aber schließlich fand ich doch nach langem Suchen ein Unterkommen auf der ‚Jeanette'. Sie war ein kleiner, schwerfälliger Zweimast-Schoner mit knappen vierhundert Tonnen. Sie sollte eben auslaufen, Robbenjagd im südlichen Eismeer. Man suchte einen Funker. Ich eilte zu Kapitän Kergrist, und nach längerem Feilschen wurden wir handelseinig. Am gleichen Tage lichteten wir Anker und liefen aus.

Es war ein merkwürdiges Schiff, die ‚Jeanette'. Kapitän Kergrist, ein kleiner, jähzorniger Bretone, der sein halbes Leben in der Südsee zugebracht hatte, war gleichzeitig ihr Eigentümer. Er genoß nicht den besten Ruf. Bis vor dem Kriege war die ‚Jeanette' ein Sklavenschiff gewesen, das mit mehr oder weniger Gewalt schwarze Arbeiter für die Kopraplantagen geworben hatte.

Auch die Besatzung der ‚Jeanette' war bunt zusammengewürfelt. Jahn Holgerson, der Erste, ein weißblonder Däne mit zurückfliehendem Kinn, war meist betrunken. Dann sang er mit einer hohen Falsettstimme sentimentale Volkslieder und Balladen aus seiner Heimat. Mc Cormick, der Zweite, war ein stiller, mürrischer Schotte. Er behauptete, über die Fähigkeit des ‚zweiten Gesichtes' zu verfügen und schimpfte beständig über den Hilfsmotor der ‚Jeanette', der seiner Obhut anvertraut worden war. Der Steuermann war ein Italiener. Wie er geheißen hat, wußte niemand an Bord. Er wurde vom Kapitän kurzweg Beppo genannt, während die Mannschaft ihn Sir nannte. Ich selbst sagte meist Mr. Beppo zu ihm. Er radebrechte ein beinahe unverständliches Englisch, sehnte sich nach Genua zurück und war sonst ein netter, gutmütiger Kerl. Den Clou der Besatzung bildete unbedingt Gaston, der Koch. Er behauptete aus dem ‚Midi' zu stammen und nannte Narbonne als Heimatstadt. Er war klein, dick und unbeschreiblich schmutzig. Aber er konnte kochen.

Die Fahrt verlief ereignislos. Mein Dienst war leicht. Manchmal übernahm ich eine Wache, sonst saß ich meist in meiner kleinen Funkstube, hörte die wenigen Telegramme ab und meldete die Zeit, damit der einzige Chronometer, mit dem die ‚Jeanette' ausgerüstet war, richtig gestellt werden konnte.

Als wir das Jagdgebiet erreichten, wurde der Betrieb an Bord etwas lebhafter. Den ganzen Tag knallten dann die Büchsen. Die erlegten Tiere wurden an Bord gebracht, abgehäutet, während das Fleisch zur Trangewinnung in großen Kesseln an Bord gekocht wurde. Die Luft war mit einem eklen Blut- und Trangeruch verpestet und ich bemühte mich, möglichst viel Zeit auf der Luvseite des Schiffes zu verbringen. Es war anscheinend ein äußerst warmer Sommer und zu Weihnachten waren wir an einem außergewöhnlich weit südlich liegenden Punkt, ungefähr auf der Länge von Kerguelen. Bisher hatten wir unerhörtes Wetterglück. Beinahe durchwegs blauen Himmel und

stetigen Wind. Trotzdem war die Stimmung an Bord nicht glänzend. Die Jagdbeute war klein und da die Offiziere und die Mannschaft an dem Ertrag beteiligt waren, machte sich eine gewisse Unzufriedenheit immer mehr bemerkbar.

In der Hoffnung, auf stärkere Robbenherden zu stoßen, schlug Kapitän Kergrist einen südlicheren Kurs ein. Nach ein paar Tagen, wir kamen immer mehr ins Treibeis, sichteten wir eine kahle Felseninsel, auf der neben unzähligen Vögeln sich Tausende von Robben tummelten.

Wir gingen an der Leeseite der Insel vor Anker und Kapitän Kergrist bewaffnete die gesamte Mannschaft mit Äxten, Knüppeln und ähnlichen Waffen. Die Jäger wurden in den beiden Booten an Land gebracht, und eine wüste Schlächterei unter den harmlosen, unerschrockenen Tieren, die vielleicht in ihrem ganzen Leben noch keinem Menschen begegnet waren, begann. Das Auffinden dieser einsamen Insel war ein Glücksfall gewesen. Die Beute war groß und die Stimmung an Bord fröhlich und zufrieden. Kapitän Kergrist spendete ein Extrafaß mit Rum für das Vorderkastell und ließ in der Messe eine Batterie Whisky auffahren.

In der Nacht schlug der Wind um. Er kam direkt vom Südpol, und in der Früh hingen schwere Eiszapfen von der Takelage. Kapitän Kergrist fluchte, als er am nächsten Morgen mit schwerem Schädel an Deck kam und die Bescherung sah. Er gab sofort Befehl, den Kurs zu ändern, aber wir kamen nur langsam vorwärts. Immer wieder mußten wir riesigen Eisbergen ausweichen, so daß wir kaum eine Durchschnittsgeschwindigkeit von drei Meilen erreichten.

Der Südwind trieb uns immer mehr Eis in die Quere. Am zweiten Tage trafen wir auf eine solche Menge Eis, daß wir nur mit ganz gerafften Segeln lavieren konnten. Später wurde die restliche Leinwand ganz eingeholt und der Hilfsmotor in Gang gesetzt, denn immer öfter mußten wir zurück.

Am vierten Tage waren wir in richtiges Packeis gekommen. Es gab kein Zurück. Kapitän Kergrist versuchte die ‚Jeanette‘ als Eisbrecher, aber es mißlang kläglich. Drei weitere Tage arbeiteten wir alle daran, mit Hacken einen Weg für das Schiff durch das Eis zu bahnen, aber unsere Mühe war vergeblich. Nach ein paar Meilen härtester Arbeit stießen wir auf einen Eiswall, der unserer Bemühungen spottete und dem auch nicht mit Dynamit beizukommen war. Auch der Rückweg war uns abgeschnitten. Von allen Seiten begannen sich gigantische Eiswälle, deren Höhe unsere Mastspitze überragte, heranzudrängen. Die Situation war katastrophal.

Die ‚Jeanette‘ war nicht so gebaut und ausgerüstet, daß wir im Eis überwintern hätten können. Die Schiffswände mußten früher oder später unter dem Druck des Eises zusammengepreßt werden. Auch für Proviant war nicht gesorgt.

Der Südwind blies weiter. Er brachte harten, grobkörnigen Schnee mit sich, der unsere Gesichter wie glühende Nadeln stach.

Einige Tage verstrichen in erzwungener Untätigkeit, dann schlief allmählich der Südwind ein. Das Thermometer stieg beträchtlich und neue Hoffnung erwachte in uns. Wir versuchten unsere Position festzustellen, aber die Sonne war seit vielen Tagen unsichtbar. Ein dichter Nebel umlagerte uns, so daß wir kaum einige Schritte weit sehen konnten.

Die Eiswälle um uns begannen zu krachen und sich zu bewegen. Sie wanderten nach Nordwesten. Das konnte zweierlei für uns bedeuten. Entweder Befreiung aus dem Packeis — oder Untergang.

Als sich nach zwei Tagen der Nebel etwas lichtete, sahen wir, daß wir rings von gigantischen Eiswällen eingeschlossen waren, die sich immer näher an die ‚Jeanette‘ heranschoben. Die dünne Packeisdecke war stellenweise zerbrochen, und das Meerwasser brach schäumend hervor.

Die Bewegung der Eiswälle war langsam, aber stetig. Wir konnten uns ausrechnen, wann das Schiff zwischen ihnen zu liegen kommen würde, um dann wie eine Streichholzschachtel zerdrückt zu werden.

Das Ende kam mit überraschender Plötzlichkeit. In der Nacht sprang ein steifer Nordostwind auf, der den Nebel bei Morgengrauen verjagt hatte. Strahlender Sonnenschein beleuchtete die Katastrophe. Der backbords liegende Eiswall war nun auf Greifweite herangekommen. Er trieb die ‚Jeanette‘ quer vor sich hin, bis sie mit der Breitseite an den gegenüberliegenden Wall anstieß. Dann wurde sie allmählich sanft emporgehoben, während die Balken

und Planken langsam unter dem ungeheuren Druck zerbrachen.

Inzwischen waren die Boote herabgelassen worden. Holgersen kommandierte das eine, während Beppo in dem anderen das Kommando übernommen hatte. Sowohl Kapitän Kergrist wie Mc Cormick hatten sich geweigert, die ‚Jeanette' zu verlassen. Mit ihnen war Gaston, der Koch, Olaf, der Schiffsjunge, und ich. Warum ich nicht in eines der Boote gegangen war, weiß ich nicht. Die Wahrscheinlichkeit, in solch einer Nußschale all die tausend Meilen der Wasserwüste zu überqueren, schien mir zu gering. Auf was ich hoffte, wußte ich damals nicht.

Wir sahen den beiden Booten nach, die in der schmalen Wasserrinne zwischen den beiden Eiswällen das offene Meer zu erreichen suchten. Sie hatten schwer zu kämpfen, das Wasser war bewegt, Strudel und hohe Wellen brachten sie beinahe zum Kentern. Endlich entschwanden sie hinter einem Vorsprung unseren Blicken. Es war das letzte, was man je von ihnen gesehen oder gehört hat.

Wir blieben an Bord der zertrümmerten ‚Jeanette'. Im Augenblick war keine Gefahr vorhanden. Die beiden Eiswälle hatten sich ineinander verrannt und das Schiff hing ungefähr acht Meter über dem Meer zwischen den Eiswänden. Am nächsten Tage begannen wir Proviant, Wasser, Waffen, Brennholz, das wir jetzt in Überfluß hatten, auf den Rücken des Eiswalles zu transportieren. Mit Hilfe von Mc Cormick, der ein geschickter Mechaniker war, installierte ich sogar unseren Radioapparat. Aus den Segeln wurden Zelte gemacht. In einem von ihnen der Chronometer aufgehängt.

Der Eisberg, auf dem wir uns befanden, mochte ungefähr 35 Meter weit aus dem Wasser ragen. Er hatte die Form eines unregelmäßigen Vierecks.

Unsere gläserne, blauschimmernde Arche bewegte sich langsam fort. Nur allmählich entfernten wir uns von den großen Eiswällen. Mittags stellte Kapitän Kergrist unsere Position fest und gab mir Auftrag, diese und einen Bericht über unser Schicksal hinauszufunken. Wir hatten die Akkumulatoren und Batterien mit Hilfe des Motors auf der ‚Jeanette' frisch geladen und konnten damit rechnen, Kraft zum Senden für eine nicht zu knapp bemessene Zeit in Vorrat zu haben.

Ich tat, wie mir geheißen, bekam aber keine Antwort. Entweder wurde unser Telegramm nicht abgehört oder reichte die Sendekraft unseres Apparates nicht aus, um die nächste Empfangsstation zu erreichen. Damals waren die Apparate noch nicht so gut wie heute.

Zweimal im Tage funkte ich unseren Hilferuf in den Äther, ohne Antwort zu erhalten. Immer wieder untersuchte ich den Apparat nach Fehlern, konnte aber nichts finden.

Inzwischen trieb unsere gläserne Arche immer weiter nach Nordwesten. Manchmal wurden wir von einer Strömung erfaßt und kamen rascher vorwärts, manchmal wieder trieb uns der Wind zurück. Heller Sonnenschein wechselte mit Schnee und Nebel, bloß die Temperatur blieb annähernd die gleiche.

Noch immer hatte ich auf meine immer dringender werdenden SOS-Zeichen keine Antwort erhalten. Die Stimmung an Bord unserer Arche verschlimmerte sich zusehends. Mutlos und gedrückt schlichen wir herum. Kaum daß wir einige Worte miteinander wechselten.

Auch die Entdeckung, daß unser Eisberg, je weiter wir nach Norden kamen, mehr und mehr zusammenschmolz und kleiner wurde, war nicht dazu angetan, unsere Laune zu verbessern. In absehbarer Zeit mußte unsere Arche zu Wasser werden und wenn bis dahin keine Hilfe gekommen war, mußten wir elendiglich ertrinken.

Die allgemeine Depression, die sich unter uns bemerkbar machte, war nur der Vorbote für etwas Schrecklicheres. Die Mutlosigkeit verdichtete sich zu einer grenzenlosen Müdigkeit, die uns jeden Schritt als schwere körperliche Anstrengung empfinden ließ. Unsere von Wind und Wetter gebräunte Gesichtsfarbe verfiel, wir wurden allmählich bleich. Eingefallene, tiefumränderte Augen starrten bald aus grauen Gesichtern. Das Zahnfleisch begann eine merkwürdige bläuliche Färbung anzunehmen, schwoll an, blutete. Die Zähne verloren ihren Halt. Skorbut, der Schrecken der Seefahrer, war unter uns ausgebrochen!

Wir durchsuchten unsere Vorräte nach frischem Proviant, etwas gedörrtem Gemüse, aber wir fanden bloß Konserven, Pökelfleisch und Zwieback. Bei dieser Gelegenheit mußten wir mit Erschrecken feststellen, daß wir bloß für drei knappe Wochen zu leben hatten.

Die Krankheitserscheinungen wurden immer ärger. Die Blutzirkulation verschlechterte sich

zusehends und fortwährend mußten wir Erfrierungen an Händen, Füßen, Ohren und Nase feststellen.

Kapitän Kergrist verabreichte täglich Rationen von Rum, die wir mit Wasser verdünnt tranken, die aber nichts nützten. Was wir benötigten, war frischer Proviant, Fleisch, Gemüse und Obst. Aber woher sollten wir dies nehmen?

Wir versuchten unser Glück mit Fischfang, aber unsere Köder schleppten erfolglos nach.

Endlich, nach zehn Tagen, sichteten wir eine Robbenherde. Wir eilten zu den Gewehren und es gelang Kergrist, ein Tier zu erlegen. Da wir kein Boot hatten, wußten wir nicht, wie wir es bergen konnten. Schließlich machte Olaf, der Schiffsjunge, den Vorschlag hinauszuschwimmen. Wir banden ihm ein langes Seil um den Leib und dann sprang er in die eiskalte Flut. Endlich hatte er die tote Robbe erreicht, festgebunden, und wir konnten beide heranziehen. Er war ganz erstarrt und blaugefroren, als wir ihn aus dem Wasser hoben. Wir brachten ihn in sein Zelt, trockneten ihn ab, rieben seinen Körper und gossen dann heißen Tee mit viel Whisky und Aspirin in ihn hinein. Dann wurde er unter einem Berg von Decken vergraben, während Gaston daran ging, uns einen Robbenbraten zuzubereiten.

Er schmeckte scheußlich. Vier Tage aßen wir an dem Tier, konnten aber kaum eine Besserung unseres Zustandes feststellen. Olaf hatte seinen Ausflug ohne nachteilige Folgen für seine Gesundheit überstanden.

An diesem Tage funkte ich wieder unser verzweifeltes ‚SOS' in den Äther, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Kopfhörer, die ich umgeschnallt hatte, blieben stumm.

Mc Cormicks Zustand hatte sich während der letzten Tage stark verschlechtert. Die Anstrengungen der letzten Wochen schienen ihm den Rest gegeben zu haben. Seine Beine begannen anzuschwellen.

Kapitän Kergrist schien sehr besorgt um ihn zu sein, als er seinen Maat untersuchte.

„Wassersucht", sagte er dann leise zu mir, als wir das Zelt verlassen hatten. „Eine weitere Folge des Skorbut."

Er starb eines Nachts, ruhig und friedlich. Als wir in der Früh in sein Zelt kamen, um ihm das Frühstück zu bringen, war sein Körper bereits starr und steif.

An diesem Tage empfing ich die erste Antwort auf unseren ‚SOS'-Ruf.

Ein Walfischfänger aus Sydney war unterwegs zu unserer Rettung.

Wir errechneten, daß das Schiff in drei bis vier Tagen auf uns stoßen müßte.

Als am fünften Tage von dem Walfischfänger noch immer nichts zu sehen war, wurden wir besorgt. Der Wind hatte umgeschlagen und ein starker Südweststurm brachte Nebel und Schnee. Unsere Batterien waren erschöpft und die radiotelegraphische Verständigung unterbrochen.

Den ganzen Tag stand abwechselnd einer von uns vieren auf dem höchsten Punkt unserer gläsernen Arche und hielt Ausschau nach unseren Rettern. Der eiskalte Wind pfiff uns um die Ohren, drang bis auf die Knochen. Die Augen begannen zu schmerzen, der Hauch bildete Eisklumpen an unseren Bärten. Irgendwo, vielleicht ganz nahe, suchte ein Schiff unseren Eisberg. Würde es weitersuchen, wenn seine Funksprüche unbeantwortet blieben? Das war die bange Frage, die uns fortwährend durch den Kopf ging.

Aber das schlechte Wetter schien ewig fortdauern zu wollen. Immer dichter wurde der Nebel, der uns umgab. Bald mußten wir einsehen, daß es völlig zwecklos war, weiterhin Ausschau nach dem Walfischfänger zu halten. Unser Blick reichte kaum ein paar Yards.

Während dieser Tage legte Gaston, der Koch, ein immer merkwürdigeres Benehmen an den Tag. Plötzlich begann er wieder seine alten französischen Gassenhauer zu pfeifen und ohne jeden Grund plötzlich zu lachen und Französisch zu sprechen. Manchmal unterhielt er sich zwar mit Kapitän Kergrist in seiner Muttersprache, aber als er eines Tages auch mich französisch ansprach, obwohl ich keine zwei Worte in dieser Sprache verstehen kann, wurde ich nachdenklich.

Zwei Tage später ließen mich schrille Hilfeschreie in das Zelt stürzen, das Gaston und Olaf innehatten und das gleichzeitig als Küche benützt wurde.

Als ich den Vorhang beiseite schob, der den Eingang abschloß, sah ich Olaf mit vor Schreck verzerrten Zügen in die Ecke gedrückt stehen und mit vor Angst weit aufgerissenen Augen auf Gaston starren, der, ein großes Küchenmesser in der Hand, langsam auf den Jungen zukam.

„Ich werde dich schlachten, abstechen. Gaston hat Hunger. Der Kapitän hat Hunger, Mr. Stanhope hat Hunger. Wir alle werden satt werden. Essen, frisches Fleisch. Filet, Koteletes, Entrecotes."

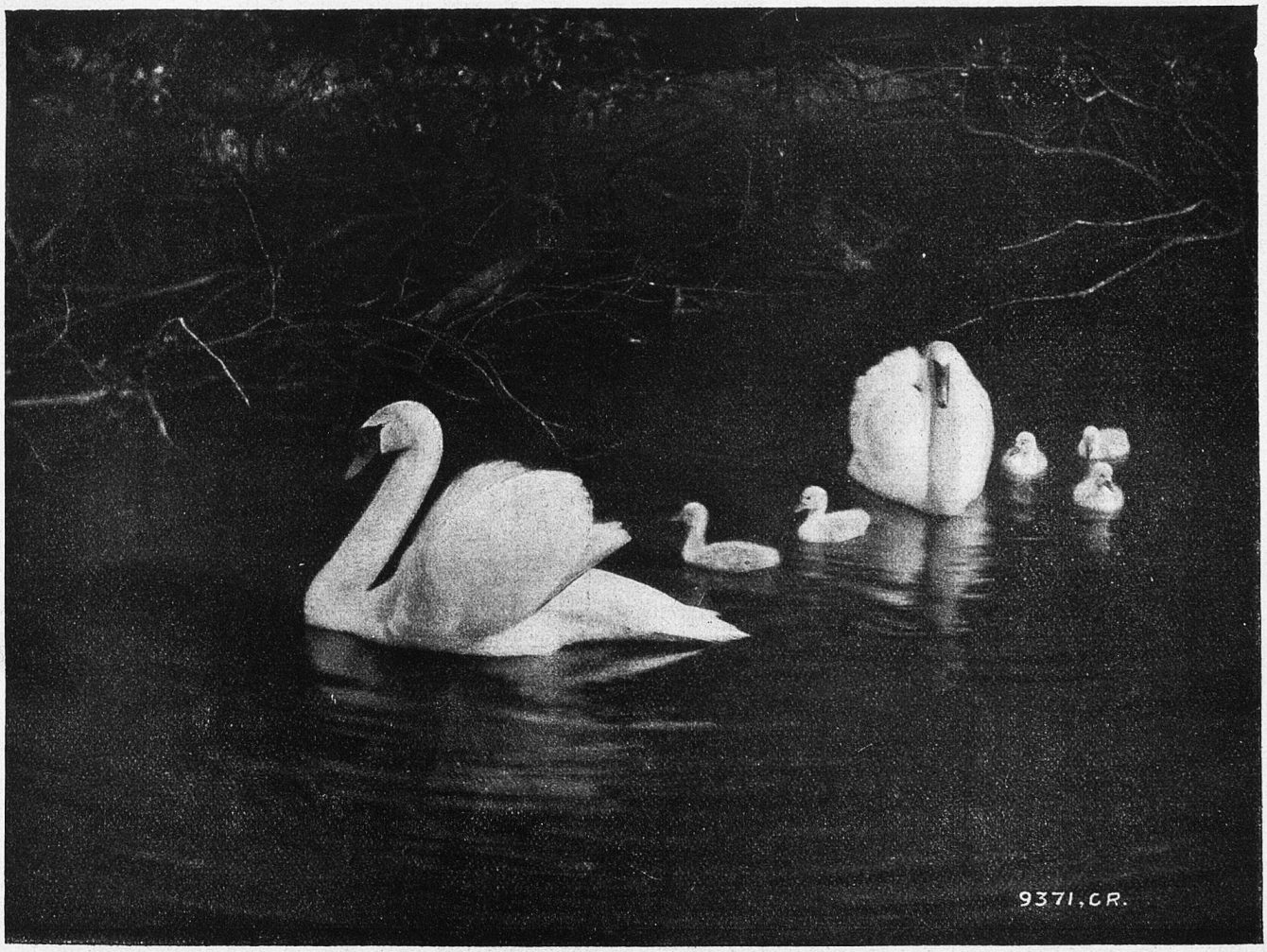
Ich stürzte auf den Irrsinnigen und versuchte ihm das Messer zu entwinden. Der kleine Franzose verfügte über Riesenkräfte. Selbst als Olaf sich vom Schreck erholt hatte und mir zu Hilfe kam, gelang es uns kaum, Gaston zu überwältigen. Er riß sich los und stürzte aus dem Zelt. Um seine Lippen stand Schaum und in seinen Augen brannte das Licht des Wahnsinns. Er hielt noch immer das Messer in der Rechten, bereit, sich bis aufs Blut zu verteidigen.

Der Kapitän versuchte ihm begütigend zuzureden. Erst auf englisch, dann in seiner Muttersprache. Aber nichts half. Gaston stand auf dem Rande des Eisberges, ein Amokläufer, bereit, jeden Augenblick loszubrechen.

Da sah ich plötzlich, wie sein Fuß den Halt verlor, Gaston glitt auf dem Eise aus und stürzte kopfüber in das Meer. Wir eilten hin, blickten hinab. Olaf lief sogar nach einem Seil, aber wir konnten nichts mehr von Gaston entdecken.

Am dritten Tage nach dem Tode Gastons aßen wir unsere letzte Mahlzeit. Eine halbe Schnitte Zwieback, fünf Dekagramm Pökelfleisch und ein Glas ungezuckerten Tee pro Kopf.

Die zwei Tage, die nun folgten, kann man mit Worten nicht beschreiben. Stündlich fühlten wir uns schwächer. Kaum daß wir unseren durch Krankheit und Hunger herabgekommenen Körper hinauf zum Auslug schleppen konnten. Als ich das letztemal hinaufkroch, wurde mir unterwegs vor Schwäche zweimal schwarz vor den Augen. Wie lange meine Ohnmacht gedauert hatte, wußte ich nicht. Aber auch diese Anstrengungen waren vergeblich. Als mich



Familienausflug.

Kapitän Kergrist nach einigen Stunden ablösen kam, trug er einige Signalfahnen in der Hand, die er mit meiner Hilfe auf einem kurzen Mast anbrachte.

„Morgen werden wir nicht mehr hinaufkriechen können," sagte er resigniert.

Er hatte recht. Am folgenden Tage blieben wir erschöpft in unseren Zelten liegen. Eine grenzenlose Gleichgültigkeit hatte uns überkommen, wir wünschten zu sterben — irgendwann dämmerten wir dann in einen wohltuenden Zustand von Bewußtlosigkeit hinüber. —

Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, befand ich mich an Bord des Walfischfängers ‚Napier 2', der uns endlich aufgefunden hatte. Kapitän Kergrist, Olaf und ich waren in halbtotem Zustand an Bord gebracht worden. Olafs linker Fuß mußte wegen Erfrierungen amputiert werden. Zwei Stunden später wurde er hereingebracht. Die ‚Napier 2' war ein großes Boot und hatte einen Schiffsarzt.

Einige Wochen später wurde ich in das Seemannshospital in Sydney eingeliefert. Es dauerte noch ein paar Monate, bis ich wieder arbeiten konnte — —

„Vielleicht verstehen Sie jetzt, Mr. Roeder", schloß Stanhope seine Erzählung, „warum ich es vorziehe, in einer Gegend zu leben, wo es keinen Schnee und kein Eis gibt, wo immer die Sonne scheint und Kälte ein Begriff ist, den man nicht kennt. Ich gehe sogar so weit," sagte er mit lustigem Augenzwinkern, „daß ich es verabscheue, Eis in meinen Whisky zu tun."

Der Halligmatrose.

„Kapitän, ich bitt' Euch, laßt mich fort,
O lasset mich fort, sonst lauf' ich von Bord,
Ich muß heim, muß heim nach der Hallig!
Schon sind vergangen drei ganze Jahr',
Daß ich stets zu Schiff, daß ich dort nicht war,
Auf der Hallig, der lieben Hallig." —

„Nein, Jasper, nein, das sag ich dir,
Noch diese Reise machst du mit mir,
Dann darfst du gehn nach der Hallig.
Doch sage mir, Jasper, was willst du dort,
Es ist ein so öder, armseliger Ort,
Die kleine, die einsame Hallig."

„Ach, mein Kapitän, dort ist's wohl gut,
Und an keinem Ort wird mir so zu Mut,
So wohl als auf der Hallig;
Und mein Weib hat um mich manch traurige Nacht,
Hab' so lang nicht gesehn, wenn mein Kind mir gelacht,
Und Hof und Haus auf der Hallig."

„So höre denn, Jasper, was ich dir sag':
Es ist gekommen ein böser Tag,
Ein böser Tag für die Hallig;
Eine Sturmflut war wie nie vorher,
Und das Meer, das wild aufwogende Meer,
Hoch ging es über die Hallig.

Doch sollst du nicht hin, vorbei ist die Not,
Dein Weib ist tot, und dein Kind ist tot,
Ertrunken beid' auf der Hallig;
Auch die Schafe und Lämmer sind fortgespült;
Auch dein Haus ist fort, deine Wurt zerwühlt;
Was wolltest du tun auf der Hallig?"

„Ach Gott, Kapitän, ist das geschehn!
Alles soll ich nicht wiedersehn,
Was lieb mir war auf der Hallig?
Und Ihr fragt mich noch, was ich dort will tun?
Will sterben und im Grabe ruhn
Auf der Hallig, auf der lieben Hallig." —

Hermann Allmers.

Der Kaminfeger.

Eine heiterernste Geschichte von J. Friedli.

Trotzdem Mettler Christen als Kaminfeger genug Rauch und Ruß zu schlucken bekam, mochte er doch ums Leben gern etwas essen, das schon länger in Rauch und Ruß hing. Zwar merkte das von den Bauersleuten selten jemand, wenn er auch noch so sehr um ihre Schinken und Rippli herumredete, die in ihren Kaminen hingen. Zuweilen fand er aber doch eine gemerkige Bauersfrau, die ihm dann ein geräuchertes Rippli oder zwei in seinen rußigen